Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 80. Bromberg, den 9. Oktober 1923.

Andrea Delfin.

Novelle aus Venedig von Paul Heyse.

(1. Fortsetzung.)

Guten Tag, Monsu, sagte sie freundlich. Ihr seid mein Nachbar geworden, wie ich sehe. Hoffentlich spielt Ihr nicht die Flöte wie Euer Vorgänger, der mich die halbe Nacht nicht schlafen ließ.

Schöne Nachbarin, sagte der Fremde, ich werde Euch mit keiner Art von Musik lästig fallen. Ich bin ein kranker Mensch, dem es lieb ist, wenn man ihm selbst seinen Schlaf nicht stört.

So —! erwiderte das Mädchen mit gedehntem Ton. Krank seid Ihr? Aber seid Ihr auch reich?

Nein! Warum fragt Ihr?

Weil es ja schrecklich ist, krank und arm zugleich zu sein. Wer seid Ihr denn eigentlich?

Andrea Delfin ist mein Name. Ich bin Gerichtsschreiber gewesen in Brescia und suche hier einen stilleren Dienst bei einem Notar.

Die Antwort schien ihre Erwartungen von der neuen Bekanntschaft vollends herabzustimmen. Sie spielte nachdenklich mit einer goldenen Kette, die sie um den Hals trug.

Und wer seid Ihr, schöne Nachbarin? fragte Andrea mit einem zärtlichen Ton, der dem eisernen Ausdruck seines Gesichts völlig widersprach. Euer holdes Bild so nahe zu haben, wird mir ein Trost sein in meinem Leiden.

Sie fühlte sich offenbar befriedigt, daß er in den Ton einlenkte, den sie zu erwarten berechtigt war.

Für Euch, sagte sie, bin ich die Prinzessind Smeraldina, die Euch erlaubt, von fern nach ihrer Gunst zu schmachten. Wenn Ihr mich diesen Turban aufsetzen seht, so sei es Euch ein Zeichen, daß ich geneigt bin, mit Euch zu plaudern. Denn ich langweile mich mehr, als bei meiner Jugend und meinen Reizen zu ertragen ist. Ihr müßt wissen, fuhr sie fort, indem sie plötzlich aus der Rolle fiel, daß meine Herrschaft, die Gräfin, durchaus nicht erlaubt, daß ich auch nur die kleinste Liebschaft habe, obwohl sie selbst ihre Liebhaber öfter wechselt als ihre Hemden. Sie sagt, daß sie ihre Vertraute und Kammerjungfer stets aus dem Dienst gejagt habe, sobald sie zweien Herren habe dienen wollen, ihr und dem kleinen Gott mit den Flügeln. Unter diesem Vorurteil muß ich nun seufzen, und fänd' ich nicht sonst hier meine Rechnung, und wohnte nicht zuweilen drüben in Eurem Zimmer ein artiger Fremder, der sich ein wenig in mich verliebt . . .

Wer ist jetzt gerade der Liebhaber deiner Herrin? unterbrach sie Andrea trocken. Empfängt sie den hohen Adel Venedigs? Gehen die fremden Gesandten bei ihr aus und ein?

Sie kommen meist in der Maske, erwiderte Smeraldina. Aber das weiß ich wohl, daß der junge Gritti ihr der Liebste ist, mehr als jemals ein anderer, solange ich in ihrem Dienste bin; ja mehr als der österreichische Gesandte, der ihr so den Hof macht, daß es zum Lachen ist. Kennt Ihr meine Gräfin auch? Sie ist schön.

Ich bin fremd hier, Kind. Ich kenne sie nicht.

Wißt, sagte das Mädchen mit einem schlauen Gesicht, sie schminkt sich stark, obwohl sie noch nicht dreißig ist. Wenn Ihr sie einmal sehen wollt, nichts leichter. Man legt ein Brett von Eurem Fenster in meines. Ihr steigt herüber, und ich führe Euch an einen Ort, wo Ihr sie ganz verstohlen betrachten könnt. — Was tut man nicht einem Nachbarn zuliebe! — Aber jetzt gute Nacht. Ich werde gerufen.

Gute Nacht, Smeraldina!

Sie schloß das Fenster. Arm — und krank, sagte sie für sich, indem sie den Vorhang dicht zusammenzog. Je nun, für die Langeweile immer noch gut genug.

Auch er hatte das Fenster geschlossen und durchmaß nun sein Zimmer mit langsamen Schritten. Es ist gut, sagte er, es kommt mir gelegen. Im schlimmsten Falle kann ich davon Vorteil ziehen.

Seine Miene zeigte, daß er an alles eher dachte als an Liebesabenteuer.

Nun packte er seinen Mantelsack aus, der nur wenig Wäsche und ein paar Gebetbücher enthielt, und legte alles in einen Schrank an der Wand. Eines der Bücher fiel zu Boden, und die Steinplatte gab einen hohlen Ton. Sofort löschte er das Licht, verriegelte die Tür und fing an, in der Dämmerung, die durch den fernen Schein von Smeraldinas Lämpchen entstand, den Boden genauer zu untersuchen. Nach einiger Arbeit gelang es ihm, die Steinplatte, die sauber, aber ohne Mörtel eingefügt war, herauszuheben, und er entdeckte darunter ein ziemlich geräumiges Loch, handhoch und einen Schuh breit im Geviert. Rasch warf er sein Oberkleid ab und band sich einen schweren Gürtel mit mehreren Taschen ab, den er um den Leib trug. Er hatte ihn schon in das Loch gelegt, als er plötzlich innehielt.

Nein, sagte er. Es könnte eine Falle sein. Es ist nicht das erste Mal, daß die Polizei in Mietwohnungen dergleichen Verstecke angelegt hat, um hernach bei Haussuchungen zu wissen, wo sie anzuklopfen hat. Dies ist zu lockend eingerichtet, um ihm trauen zu können.

Er senkte die Steinplatte wieder ein und suchte nach einem sicheren Behälter für seine Geheimnisse. Das Fenster nach der Sackgasse war mit einem Gitter versehen, dessen Stäbe einen Arm durchgreifen ließen. Er öffnete es, faßte hindurch und tastete an der Außenwand herum. Er fand dicht unter dem Sims ein kleines Loch in der Mauer, das schon einmal Fledermäuse bewohnt zu haben schienen. Von unten aus konnte es nicht bemerkt werden, und oben sprang das Gesims darüber vor. Geräuschlos erweiterte er mit seinem Dolch die Öffnung, indem er Mörtel und Steine herausbrach, und war bald so weit gediehen, daß er den breiten Gürtel bequem darin unterbringen konnte. Als er fertig war, stand ihm der kalte Schweiß auf der Stirn. Er fühlte noch einmal nach, ob auch nirgend ein Stück Riemen oder eine Schnalle hervorstehe, und schloß dann das Fenster. Eine Stunde später lag er in Kleidern auf dem Bett und schlief. Die Mücken summten über seiner Stirn, die Nachtvögel draußen umschwirrten neugierig das Loch, worin sein Schatz verborgen war. Die Lippen des Schläfers aber waren zu fest geschlossen, um selbst im Traum ein Wort von seinen Geheimnissen zu verraten.

In derselben Nacht saß in Verona ein Mann bei seiner einsamen Lampe und entfaltete, nachdem er Fensterläden und Tür sorgfältig verschlossen hatte, einen Brief, der ihm heute in der Dämmerung, als er in der Nähe des Amphitheaters sich erging, von einem bettelnden Kapuziner heimlich zugesteckt worden war. Der Brief trug keine Aufschrift. Aber auf die Frage, woher der Überbringer wisse, daß er das Schreiben in die richtigen Hände gebe, hatte der Mönch geantwortet: Jedes Kind in Verona kennt den edlen Angelo Querini wie seinen Vater. Darauf war der Bote gegangen. Der Verbannte aber, dessen Haft durch die Achtung, die ihm

in das Unglück folgte, gelockert worden war, hatte den Brief trotz der Späher, die ihn beobachteten, unbemerkt in seine Wohnung gebracht und las jetzt, während der Schritt der Wache draußen am Hofe drohend durch die Stille erklang, folgende Zeilen:

An Angelo Querini.

„Ich kann nicht hoffen, daß Ihr Euch der flüchtigen Stunde erinnert, in der ich Euch persönlich begegnet bin. Viele Jahre liegen zwischen damals und heute. Ich war mit meinen Geschwistern in der ländlichen Stille unserer Güter in Friaul aufgewachsen; erst als ich beide Eltern verloren hatte, trennte ich mich von meiner Schwester und dem jüngeren Bruder. Schon nach wenigen Tagen hatte mich der verführerische Strudel Venedigs verschlungen.

„Da wurde ich eines Tages im Palast Morosini Euch vorgestellt. Noch fühle ich den Blick, mit dem Ihr uns junge Leute mustertet, einen nach dem andern. Euer Auge sagte: und das ist das Geschlecht, auf dessen Schultern die Zukunft Venedigs ruhen soll? — Man nannte Euch meinen Namen. Unvermerkt lenktet Ihr das Gespräch mit mir auf die große Vergangenheit des Staates, dem meine Ahnen ihre Dienste gewidmet hatten. Von der Gegenwart und den Diensten, die ich ihm schuldig blieb, schwiegt Ihr schonend.

„Seit jenem Gespräch las ich Tag und Nacht in einem Buch, das ich früher nie eines Blickes gewürdigt hatte, in der Geschichte meines Vaterlandes. Die Frucht dieses Studiums war, daß ich, von Grauen und Abscheu getrieben, die Stadt für immer verließ, die einst Länder und Meere beherrscht hatte und nun die Sklavin einer kläglichen Tyrannis war, nach außen so ohnmächtig, wie unselig und gewalttätig nach innen.

„Ich kehrte zu meinen Geschwistern zurück. Es gelang mir, meinen Bruder zu warnen, ihm die Fäulnis des Lebens aufzudecken, das von fern sich so gleißend ansah. Aber ich dachte nicht, daß alles, was ich tat, um ihn und uns zu retten, uns nur um so gewisser verderben sollte.

„Ihr kennt die Eifersucht, mit der die Machthaber in der Mutterstadt Venedig den Adel der Terraferma von jeher betrachtet haben. Hatte man doch in Zeiten, wo der Republik zu dienen eine Ehre war, nie aufgehört, ein Losreißen des Festlandes zu fürchten. Jetzt, wo verschuldete und unvermeidliche Übel eine Änderung der Weltstellung Venedigs herbeigeführt hatten, wurde jene Furcht die Quelle der unerhörtesten Ränke und Freveltaten.

„Laßt mich von den Schicksalen schweigen, die ich in der Nachbarschaft meiner Provinz mit ansah, von den ausgesuchten Mitteln, durch die man die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Adels von Friaul zu brechen suchte, von dem Heer der Bravi, welches man gegen Widerspenstige schickte und durch eine Unzahl von Amnestiedekreten selbst von der Strafe ihrer eigenen Gewissen entband. Wie man den Zwist in die Familien zu tragen, Freundschaften zu vergiften, Verrat und Hinterlist im Schoß der engsten Blutsgenossenschaft zu erkaufen strebte, das alles ist Euch länger bekannt als mir.

„Und nicht lange sollte mich das Andenken, das ich durch meine lockeren Sitten in Venedig zurückgelassen hatte, vor dem Verdacht schützen, daß auch ich eines Tages gefährlich werden könnte. Als ich für meine Schwester um die Erlaubnis nachsuchte, die Hand eines vornehmen deutschen Herrn anzunehmen, wurde die Einwilligung der Regierung rundweg verweigert. Man wähnte mich und meinen Bruder im Einverständnis mit der kaiserlichen Politik und beschloß, uns büßen zu lassen.

„Eine Beschwerde der Provinz gegen ihren Gouverneur, die ich samt dem Bruder mit unterzeichnete, lieferte der Inquisition den Anlaß, das Netz über uns zu werfen.

„Mein Bruder wurde nach Venedig gerufen, sich zu verantworten. Als er kam, wurde er unter die Bleidächer geführt, und viele Wochen lang suchte man bald durch Drohungen, bald durch verlockende Anerbietungen ihn zu Geständnissen zu bewegen. Jenen einen Schritt brauchte er nicht zu beschönigen; er war gesetzlich. Anderes hatte er nicht zu gestehen, da wir nichts gegen den Staat unternommen hatten. So mußte man ihn endlich entlassen. Aber man dachte nicht daran, ihn zu begnadigen.

„Ich selbst hatte ihn schriftlich gebeten, nicht sogleich abzureisen, um nicht neuen Verdacht zu erwecken. Wir wollten ihn lieber einige Monate länger entbehren. Als er endlich kam, sollten wir ihn nach wenig Tagen für immer missen. Er erlag einem langsam wirkenden Gift, das man ihm in einem der glänzenden Häuser, die er besuchte, unter die Speisen gemischt hatte.

„Noch war der Stein über seinem Grabe nicht aufgerichtet, als der Gouverneur der Provinz meiner Schwester seine Hand antrug. Sie wies sie mit Entrüstung zurück; in ihrem Schmerz entfuhren ihr Worte, die ihren Nachhall im Saal des Inquisitionstribunals finden sollten.

„Eine neue Anstrengung des Adels von Friaul, die Lage des Landes zu bessern, wurde beraten. Ich hielt mich von den geheimen Anstalten fern, da ich von ihrer Fruchtlosigkeit überzeugt war. Aber das böse Gewissen der Herren der Republik deutete auf mich, als den am härtesten Getroffenen, der einen Bruder zu rächen hatte. Ein Haufen gedungener Bravi überfiel nachts unsere einsame Villa in den Bergen. Ich hatte nur meine Diener zur Verteidigung. Als die Elenden uns wohlgerüstet und entschlossen fanden, uns nicht leichten Kaufs zu ergeben, zündeten sie das Haus an vier Ecken an. Ich machte mit meinen Leuten einen verzweifelten Ausfall, die Schwester, die selbst eine Pistole trug, in unserer Mitte. Da streckte mich ein Schlag gegen die Stirn besinnungslos zu Boden.

„Erst am Morgen wachte ich auf. Die Stätte war ein menschenleerer Trümmerhaufen, meine Schwester in den Flammen umgekommen, meine braven Diener teils erschlagen, teils in das brennende Haus zurückgetrieben.

„Viele Stunden lag ich so neben dem rauchenden Schutt und starrte in das leere Nichts, das mir meine Zukunft bedeutete. Erst als ich unten im Tal Bauern heranziehen sah, raffte ich mich auf. Eins wußte ich: Solange man mich am Leben glaubte, würde man mich für einen Feind halten und überall hin verfolgen. Das brennende Grab war geräumig genug; wenn ich verschwand, würde niemand zweifeln, daß auch ich dort bei den Meinigen ausruhte. Im Herumirren auf der Felshöhe fand ich die Brieftasche eines meiner Bedienten, der aus Brescia gebürtig und viel in der Welt herumgefahren war. Seine Papiere lagen darin; ich steckte sie zu mir, auf alle Fälle, und floh durch den dichten Klippenwald. Niemandem begegnete ich, der mich hätte verraten können. Als ich mich verschmachtet zu einem trüben Waldsee bückte, sah ich, daß auch mein Äußeres mich nicht verraten konnte. Mein Haar war in der einen Nacht ergraut; meine Züge waren um viele Jahre gealtert.

„In Brescia angelangt, konnte ich ohne Schwierigkeit mich für meinen Diener ausgeben, da derselbe schon als Knabe die Stadt verlassen hatte und dort keine Verwandten mehr besaß. Fünf Jahre lang lebte ich wie ein lichtscheuer Verbrecher und vermied die Menschen. Eine Ohnmacht hatte sich auf meinen Geist gesenkt, als wäre durch jenen Schlag, der mich zu Boden warf, das Organ des Willens in mir zertrümmert worden.

„Daß es nicht zerstört, sondern nur gelähmt war, empfand ich bei der Kunde von Eurem Auftreten gegen das Tribunal. Mit einer fieberhaften Spannung, die mich verjüngte und mir das Bewußtsein meiner Lebenskraft zurückgab, verfolgte ich die Nachrichten aus Venedig. Als ich das Scheitern Eures hochherzigen Wagnisses vernahm, sank ich nur auf einen Augenblick in die alte dumpfe Resignation zurück. Im nächsten Augenblick drang es wie ein Feuerstrom durch alle meine Sinne. Der Entschluß stand fest, das Werk, das Ihr auf dem offfenen Wege des Rechts und des Gesetzes nicht hattet vollbringen können, auf dem Wege der Gewalt und einer furchtbaren Notwehr, mit dem Arm des unsichtbaren Richters und Rächers zum Heil meines teuren Vaterlandes hinauszuführen.

„Ich habe diesen Entschluß seither unablässig geprüft und meine Absicht unsträflich gefunden. Ich bin mir heilig bewußt, daß nicht Haß gegen die Personen, nicht Rache für erlittenes Leid, nicht einmal der gerechte Gram um das Weh, das meinen Lieben widerfahren, meinen Arm gegen die Gewaltherren bewaffnet. Was mich bewegt, für ein ganzes in Knechtschaft versunkenes Volk als Retter aufzutreten und einzeln den Spruch zu vollstrecken, der zu anderen Zeiten vom Gesamtwillen einer freien Nation über ungerechte, dem Arm des Richters unerreichbare Mächtige verhängt worden ist, — es ist weder Eigensucht, noch eitle Ruhmbegier; es ist eine Schuld, die ich durch eine tatenlose Jugend auf mich geladen habe, und an deren Zahlung mich damals Euer Blick im Palast Morosini mahnte.

„Gott, in dessen Schutz ich meine Sache befehle, möge mir als einzigen Ersatz für alles, was er mir genommen, die Gnade zuteil werden lassen, daß ich in einem befreiten Venedig Euch noch einmal die Hand drücken kann. Ihr werdet die blutbefleckte nicht zurückstoßen, die dann in keiner Freundeshand mehr ruhen wird; denn wer das Amt des Henkers verwaltet hat, ist der Einsamkeit geweiht und hat den Blick der Menschen zu meiden. Gehe ich aber an meinem Werk zugrunde, so weiß derjenige, an dessen Achtung mir am meisten gelegen ist, daß es auch in dem jüngeren Geschlecht nicht ganz an Männern fehlt, die für Venedig zu sterben wissen.

„Diesen Brief wird Euch ein zuverlässiger Mann zustellen, der das Kleid eines Sekretärs der Inquisition mit der Mönchskutte vertauscht hat, um durch Fasten und Gebet die Sünden der Republik zu büßen, denen er seine Feder leihen mußte. Verbrennt dieses Blatt. Lebt wohl! Candiano."

Als der Verbannte den Brief zu Ende gelesen hatte, saß er wohl eine Stunde in tiefem Kummer vor den verhängnisvollen Blättern. Dann hielt er sie über die Flamme, streute die Asche in den Kamin und ging ruhelos bis an den frühen Morgen auf und nieder, während der Unglückliche, dessen Beichte er vernommen, wie einer, dessen Sache gerecht und dessen Sachverwalter der Himmel ist, schon längst den Schlaf gefunden hatte — —

Am anderen Tage ging der späte Ankömmling in der Straße della Cortesia zeitig aus. Das lustige Singen Mariettes draußen auf dem Flur hätte ihn vielleicht noch länger schlafen lassen, aber das laute Schelten der Mutter, daß sie einen Lärm mache, der einen Toten erwecken könne, und daß sie noch alle Fremden aus dem Hause treiben würde, ermunterte ihn völlig. Er hielt sich an der Stiege, wo seine Wirtin bereits auf ihrem alten Posten saß, nur gerade solange auf, um sich nach den Wohnungen einiger Notare und Advokaten zu erkundigen, deren Namen ihm ein Freund in Brescia aufgeschrieben hatte. Als er Bescheid wußte, konnte weder die zärtliche Sorge der Witwe um seine Gesundheit, noch die rote Schleife, die Marietta in ihr Haar gesteckt hatte, ihn zu längerem Verweilen bewegen, und während sich die gute Frau sonst bemüht hatte, den Verkehr ihrer Mietsleute mit ihrer Tochter möglichst zu verhindern, war es ihr jetzt fast unheimlich, daß der Fremde das liebe Geschöpf, ihren Augapfel, hartnäckig übersah. Sein ergrautes Haar erklärte ihr diese seltsame Blindheit nicht genügend. Er mußte einen geheimen Kummer haben oder sich so krank fühlen, daß ihm der Anblick eines frischen Lebens wehe tat. Dennoch ging er straff und rasch, und seine Brust war breit und gewölbt, so daß die Krankheit, von der er sprach, tief im Innern ihren Sitz haben mußte. Auch seine Gesichtsfarbe war nicht verdächtig. Wie er die Straßen Venedigs durchschritt, zog er den wohlgefälligen Blick manch eines Frauenauges auf sich, und auch Mariette sah ihm aus einem der oberen Fenster nicht ohne Anteil nach.

Er aber ging in sich gekehrt seinen Geschäften nach, und obgleich er sich bei Frau Giovanna umständlich nach dem Weg erkundigt hatte und endlich über seine Ortsunkenntnis durch das Sprüchlein: „Mit Fragen kommt man bis Rom" von ihr getröstet worden war, schien er doch jetzt ohne alle Hilfe sich in dem Netz der Gassen und Kanäle zurechtzufinden. Mehrere Stunden vergingen ihm mit Besuchen bei Advokaten, die aber auf seine Empfehlung von einem Kollegen aus Brescia wenig Gewicht legten und denen er, so bescheiden er auftrat, verdächtig vorkommen mochte. Denn allerdings war ein gewisser Stolz in der Falte seiner Stirn, der einem schärferen Beobachter sagte, daß er die Arbeit, die er suchte, eigentlich unter seiner Würde hielt. Zuletzt kam er zu einem Notar, der in einem Seitengäßchen der Merceria wohnte und allerlei Winkelgeschäfte nebenbei zu treiben schien. Hier fand er mit einem sehr mäßigen Gehalt eine Stelle als Schreiber, und die hastige Art, wie er zugriff, brachte den Mann zu dem Verdacht, er habe es etwa mit einem verarmten Nobile zu tun, deren mancher, nur um das Leben zu fristen, sich zu jeder Arbeit willig finden ließ, ohne um ihren Preis zu handeln.

Andrea jedoch war augenscheinlich mit dem Erfolg seiner Bemühungen sehr zufrieden und trat, da es inzwischen Mittag geworden war, in die nächste Schenke, wo er Leute aus den unteren Klassen an langen, ungedeckten Tischen sitzen sah, die ihre sehr einfache Kost mit einem Glas trüben Weins würzten. Er nahm seinen Platz in einem Winkel nahe der Tür und aß die etwas ranzigen Fische ohne Murren, während er freilich den Wein, nachdem er ihn gekostet hatte, verschmähte.

Er war schon im Begriff, nach der Zeche zu fragen, als er sich von seinem Nachbar höflich anreden hörte. Der Mann, den er bisher ganz übersehen hatte, saß schon lange vor seiner halben Flasche Wein, aß nichts, trank nur dann und wann einen Schluck, wobei er jedesmal den Mund ein wenig verzog; während er aber scheinbar vor Müdigkeit die Augen halb geschlossen hielt, wanderten seine scharfen Blicke durch die ganze düsterliche Halle und hefteten sich mit besonderem Anteil an unseren Brescianer, der seinerseits nichts Merkwürdiges an ihm wahrgenommen hatte. Es war ein Mann in den Dreißigen, mit blondem, lockigen Haar, der in der schwarzen venetianischen Tracht seine jüdische Herkunft nicht sogleich verriet. In den Ohren trug er schwere goldene Ringe, an den Schuhen Schnallen mit großen Topasen, während sein Halskragen zerknittert und unsauber und sein Rock von feinem Wollenstoff seit Wochen nicht gebürstet war.

Dem Herrn schmeckt der Wein nicht, sagte er halblaut, indem er sich geschmeidig zu Andrea hinbog. Der Herr scheint überhaupt nur aus Irrtum hier zu sein, wo man nicht gewohnt ist, Gäste von besserem Stande zu bewirten.

(Fortsetzung folgt.)

Warum schreiben Sie eigentlich keinen Schlager?

Von Karl Ettlinger (München).

Mein Freund Peter ist Komponist, und zwar vertritt er die leichte Musik, das heißt: wenn er seine neueste Komposition vorspielt, ist es immer leicht festzustellen, woraus es ist. Nun ja, es ist immerhin ethischer, in fremde Partituren einzubrechen als in fremde Wohnungen, und deshalb sind wir dick befreundet, ja, ich könnte ihn sogar ganz gut leiden, wenn — hm, wenn er mich nicht jeden Tag von neuem quälte: „Karlchen, schreibe mir doch einen Operettentext! Oder wenigstens einen Schlager, den übrigen Text schreibe ich mir dann schon um den Schlager herum. Wegen der Musik brauchst du dir gar keine Kopfschmerzen zu machen, die finde ich schon!"

Mit der Kraft der Verzweiflung wehrte ich mich, aber das Jahr hat 365 Tage, und am 364. Tage unterlag ich. Mein Herz war von Stein, aber, wie das Sprichwort so richtig sagt, steter Tropf höhlt den dicksten Stein. „Gut, ich schreibe dir einen Schlager, aber wenn dadurch das Gerücht aufkommt, ich sei Alkoholist, dann mache ich dich für die Verpfuschung meiner Biographie schadenersatzpflichtig!"

Ich muß hier eine Bildungslücke eingestehen: ich kenne die neuesten Operetten- und Possenschlager nicht. Wenn ich die Wahl habe, mir das neueste Detektivdrama im Kintopp oder die neueste Operette anzusehen, dann bleibe ich zu Hause und spiele mit meinem Dackel. Ich halte das für volksbildender. Nun aber mußte ich mich doch über diese Art Literatur unterrichten, und ich telephonierte deshalb einem Musikalienhändler: „Schicken Sie mir die Schlager der letzten Jahre zur Ansicht!" Obwohl mich der Musikalienhändler kennt, tat er es. Ein Stoß Hefte mit Umschlagzeichnungen aus der Zeit kurz vor Eintritt der Polizeistunde traf bei mir ein; ich griff aufs Geratewohl zwei Hefte heraus und las:

Wenn ein Mädel einen Herrn hat,
Den sie lieb und den sie gern hat,
Fragt sie nicht was, wo und wann,
Wenn er nur gut küssen kann.

Ohne das geringste gegen den Ewigkeitswert dieser Dichtung sagen zu wollen, möchte ich doch bemerken, daß diese Verallgemeinerung mich peinlich berührte. Von den Mädels wenigstens, die mich bisher gern hatten, haben sich die meisten sehr genau nach meinem Was, Wo und Wann erkundigt. Einige schon vor dem ersten Kuß, andere wieder erst einige Monate später. Aber man soll Kunstwerke nicht sezieren, und darum schlug ich das zweite Heft auf und las:

Wenn du einmal eine Braut hast,
Der du immer sehr vertraut hast,
Und du triffst sie mit 'nem andern,
Laß sie wandern, laß sie wandern!

Auch dieser gutgemeinte Ratschlag mißbehagte mir wegen seiner Verallgemeinerung. Wenn man seine Braut mit einem anderen trifft, so kann das gut ihr Bruder oder ihr Großvater sein! Ich wenigstens war wiederholt der Bruder. Besonders während meiner Militärzeit. Und dann: hier heißt es „Wenn du einmal eine Braut hast" — wie aber, wenn man zwei Bräute hat? Das möchte der moderne Operettenbesucher doch auch gern lernen.

Jedenfalls wußte ich jetzt, was ein Schlager ist: ein Schlager sind vier Zeilen, die mit „wenn" angehen und in der ersten Zeile muß man irgend etwas mit Betonung auf der vorletzten Silbe „haben". Nach diesem Rezept begann ich zu dichten. Der Erfolg verblüffte mich selbst. Schon nach einer halben Stunde konnte ich Peter anrufen: „Mensch, komme sofort, hundert Schlager warten deiner!"

Peter kam, ich setzte ihn möglichst weit vom Klavier entfernt und las ihm zunächst den Schlager Nr. 74 vor:

Wenn ein Jüngling einen Floh hat,
Wie man oft ihn irgendwo hat,
Und er beißt ihn ganz abscheulich,
Ist das ziemlich unerfreulich.

Peter stürzte auf mich zu, umarmte mich und jubelte: „Wir sind Millionäre! Nein, dieser Rhythmus, dieser Schwung, dieses Fluidum! Wahrhaftig, das hätte ich dir gar nicht zugetraut! Bloß — du nimmst es mir doch nicht übel, Meister — ich vermisse in dem Schlager die unentbehrliche gute Lehre, das didaktische Element. Vielleicht liegt mir doch einer deiner anderen neunundneunzig Schlager besser?"

„Vielleicht! Du mußt nicht meinen, daß ich keine guten Lehren erteilen kann. Höre nur einmal den Schlager Nr. 36:

Wenn ein Bräut'gam eine Braut hat,
Die den Buckel ihm verhaut hat,
Spiel' er niemals den Gebieter,
Denn sonst haut das Luder wieder!"

Es gab einen dumpfen Knall: Peter war vor Begeisterung vom Stuhl gefallen. Als er wieder zu sich kam, rieb er sich bedenklich die Schlagergegend und murmelte mit verklärter Miene: „Ich verstehe nicht, daß du nicht schon längst Operettentexte gedichtet hast, du mit deinem Talent dazu! Du bist ja die geborene Grammophonplatte! Fabelhaft, einfach fabelhaft! Diese suggestive Kraft in deinen Versen: ich habe die Strophe nur ein einziges Mal gehört, und schon ist mir, als wäre mir selbst der ganze Buckel verhaut! Nur — wie soll ich es dir sagen — die Dichtung ist ein bißchen zu diskret. Ich glaube fast, Verse mit Jünglingen liegen dir nicht so — hast du nicht einen Schlager für das weibliche Geschlecht?"

„Mehrere sogar, mein Lieber. Zum Beispiel den Schlager Nr. 52:

Wenn ein Mädchen ein Profil hat,
Und die Nase einen Stil hat
Gleich dem Goliath, dem Riesen,
Soll sie möglichst heimlich niesen!"

„Du bist ein Genie!" hauchte Peter. Fasse es nicht als Beleidigung auf, aber du bist tatsächlich ein Genie! Warum gibst du eigentlich nie einen Volksliederabend? Karl, du hast nicht nur die Volkspsyche begriffen, sondern sogar die Volkspsychose! Dieser Schlager ist unübertrefflich, nur — hm, du bist doch nicht überempfindlich? — er ist zu zart, zu subtil. Weißt du, bei dir bricht halt immer wieder der heimliche Lyriker durch! Was ich brauche, ist mehr Anschaulichkeit! Profil! — Wie viele von den modernen Operettenbesuchern wissen, was ein Profil ist? Die meisten werden es für etwas Unanständiges halten. Hast du nicht etwas Galant-Pikantes?"

„Du brauchst nur zu befehlen! Schlager Nr. 69:

Wenn ein Dirndl einen Kropf hat,
Und ihr Schatz 'nen Wasserkopf hat,
Denk' mit Angst ich, mit gelinder:
Das gibt keine schönen Kinder!"

Ich wandte mich vor meinem eigenen Meisterwerk mit Grausen. Als ich mich wieder umdrehte, stand Peter auf dem Kopf. Das Entzücken hatte ihn überwältigt. Er applaudierte mit den Beinen, bis er das Gleichgewicht verlor, erhob sich und schluchzte unter Tränen der Rührung: „Verzeih mir, daß ich dich zuweilen unterschätzte, daß ich deine Begabung für begrenzt hielt! Was du da gedichtet hast, ist zu tragisch! Die Leute wollen keinen Wasserkopf auf der Bühne, sie wittern da immer eine persönliche Anspielung. Überhaupt — gestatte einem alten Fachmann diese Lehre — du schreibst zu sehr für die Galerie, wo die Leute sitzen, die etwas verstehen, du mußt mehr für die Proszeniumslogen schreiben! Weniger Shakespeare, mehr Raffke!"

„Das habe ich mir selbst schon gedacht. Willst du etwas Derberes? Dann trifft wohl mein Schlager Nr. 97 den Nagel, beziehungsweise das Brett vor dem Kopf. Höre und explodiere:

Wenn der Eber eine Sau hat,
Die er liebt und sie zur Frau hat,
Und der Storch beißt sie ins Beinchen,
Gibt es kleine Ferkelschweinchen!"

„Das ist das Richtige! Kein Wort mehr! Das ist der Clou!" Er stürzte davon, wobei er meine sämtlichen Notenhefte mitnahm, um zu komponieren.

*

— — — Lieber Leser, holdselige Leserin, wenn du demnächst diesen Schlager von sämtlichen Drehorgeln wimmern, von sämtlichen Kaffeehauskapellen „auf Wunsch" dudeln hörst, verrate nicht, daß er von mir stammt! Dich aber frage ich meinerseits: Warum schreibst du eigentlich keinen Schlager? Es ist ja so leicht: Du brauchst kein Talent dazu, keine Logik, du brauchst auch die Silben nicht nachzuzählen, auf eine Handvoll kommt es gar nicht an! Du fängst einfach mit „wenn" an, das übrige läuft dann ganz von selbst. Du kannst aber auch mit der vierten Zeile anfangen und von hinten nach vorne dichten — das spielt gar keine Rolle, es wird genau so schön, wenn es nur blöd genug ist, garantiere ich dir: es wird populär . . .

Bunte Chronik

* **Ein Musiker, der auf den Minister pfeift.** Eine ergötzliche Geschichte widerfuhr kürzlich dem französischen Landwirtschaftsminister Chéron auf der Eisenbahnfahrt zwischen Paris und Versailles. Er hatte in Begleitung einer Dame von der Gare des Invalides ein Abteil für Nichtraucher bestiegen, in dem sich als einziger Reisender ein Herr befand, der, wie Pariser Blätter mitteilen, ein sehr geschätzter, dem Minister aber von Ansehen nicht bekannter Musiker ist. Dieser nahm, als der Zug sich in Bewegung setzte, in aller Gemütsruhe seine Tabakpfeife aus der Tasche und begann, unbekümmert um das Rauchverbot, vergnüglich zu schmauchen. Er ließ sich auch in dem Genuß durch die entrüsteten Blicke der Dame nicht stören, die ihrem Mißfallen über den unverschämten Raucher offensichtlich Ausdruck gab. Da die Blicke nichts halfen, so entschloß sich der Minister, den Unbekannten mit höflichen Worten auf das Rauchverbot aufmerksam zu machen, und er bat ihn unter Hinweis auf seine Begleiterin, der der Tabakrauch unerträglich sei, die Pfeife ausgehen zu lassen. Der Unbekannte erwiderte grob, daß ihm der Geschmack der Dame sehr gleichgültig sei, und dampfte weiter wie ein Schornstein. Aus Wut zündete sich jetzt auch die Dame eine Zigarette an, und der Minister, der nun zwischen zwei Rauchern saß, nahm noch einmal Anlaß, seine vorher geäußerte Bitte zu wiederholen, wobei er auf seine Ministereigenschaft hinwies und dem Unbekannten seine Visitenkarte überreichte. Der steckte sie, ohne ein Wort zu äußern, in die Tasche und rauchte weiter. Angesichts dieser Unverfrorenheit verlor der Minister die Geduld und rief erregt: „Wenn Sie es nicht anders wollen, dann werde ich auf der nächsten Station dafür sorgen, daß Ihr Name festgestellt wird." Inzwischen war der Zug in Saint-Cloud eingelaufen; der Raucher nahm ruhig sein Gepäck aus dem Netz und entfernte sich ohne Gruß mit lächelndem Gesicht. Chéron stürzte ans Fenster und rief nach dem Zugführer, der auch rasch herankam, und er erklärte: „Sie sehen dort den Herrn, der rauchend dem Ausgang zugeht. Er hat trotz Verbots hier im Abteil geraucht; stellen Sie ihn, bitte, fest." Der Zugführer kam der Aufforderung sofort nach, und der Minister beobachtete vom Fenster aus die Entwickelung der Dinge mit dem frohen Bewußtsein, daß ihm Genugtuung werden würde. Kurz darauf kam der Zugführer kleinlaut wieder zurück, und erklärte, während sich der Zug schon in Bewegung setzte: „Da ist nichts zu machen, verehrter Herr. Der Reisende hat sich bei mir ausgewiesen und seine Visitenkarte vorgezeigt. Es ist Seine Exzellenz der Landwirtschaftsminister Chéron."

* **Der Bienentanz.** Hat eine Biene irgendwo an einer entlegenen Stelle eine Honig- oder Pollenquelle entdeckt, so kann man sicher sein, daß bald auch andere Bienen ihres Stockes dort erscheinen. Sie müssen also ein Verständigungsmittel besitzen, was man durch Beobachtungen festzustellen versucht hat. Auffällig ist, daß die vom Feld beladen heimkehrenden Bienen bei ihrer Ankunft tanzartige Bewegungen aufführen. Geschieht dies bloß aus freudiger Aufregung, wie wir sie z. B. bei der Katze beobachten, die eine Maus erbeutet hat? Das wissen wir natürlich nicht. Ebensowenig vermag man zu behaupten, die mit Beute beladene Biene wolle die anderen auf ihren Fund aufmerksam machen. Eine Absicht braucht man also gar nicht anzunehmen, der Erfolg ist schließlich gleich: An dem Tanze scheinen die anderen zu erkennen, daß etwas zu holen ist. Die Beobachtungen vieler Bienenzüchter und vieler Forscher Europas werden auch von amerikanischen Forschern bestätigt. So hat Wallace Park von der Jowa-Untersuchungsstation für Bienenzucht den Tanz der heimkehrenden Bienen als das Zeichen gedeutet, daß eine Honig-, Pollen- oder Wasserquelle (auch diese ist oft sehr wichtig!) entdeckt wurde: Es sollen dadurch die anderen Bienen aufmerksam gemacht werden, damit diese den Fund nach Hause schleppen helfen. Wie vermag die Biene aber den anderen klar zu machen, wo oder auch nur in welcher Himmelsrichtung die Fundstelle ist? Hierüber wissen wir noch nichts Bestimmtes. Der „Kosmos" erinnert an eine ältere Beobachtung Mehrings, des verdienstvollen Erfinders der Kunstwabe, der beobachtet hat, daß die zur Tracht fliegenden Bienen gleichsam einen Gänsemarsch einhalten, so daß die eine der anderen als Führer dient. Diese Theorie hat jedenfalls viel für sich.

Kleine Rundschau-Ecke

* **Das Höchste.** Panoptikumbesitzer: „. . . Und dieses ist die Glanznummer meiner Schreckenskammer: Eine Sammlung neuester Preisverzeichnisse."

*

* **Die neue Zeit.** „Ich bin ein Student — mittellos — ich möchte gern arbeiten. Können Sie mich als Maurer beschäftigen?" — „Maurer? Nee, fangen Se als Architekt an und arbeiten Se sich zum Maurer 'ruff!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.